



Nr. 15.

Beilage der „Nordwestdeutschen Zeitung“.

1926.

In der Heide.

Die Heide steht in Blüte
und atmet süßen Duft;
die Lerchen jubilieren
in hoher Himmelsluft.

Blaufalter gaukeln trunken
durch sonnenfrohe Welt,
und braune Bienen eilen
zum reichen Honigsfeld.

Es zittern leichte Wellen
in heißer Sonnenglut
und tanzen Ringelreigen
in frohem Uebermut.

Der Heide heitres Leben
bezaubert mein Gemüt;
es klingt durch meine Seele
wie süßes Jugendlid.

Heinrich Mahler.

Die Wulsdorfer Kirche.

Von der Stiftung der Kirche zu Wulsdorf hat man keine zuverlässige Nachricht. Die alten, ehemals bei der Kirche gewesenen Schriften, die darüber hätten Aufschluß geben können, sind in Kriegszeiten an das bremische Domkapitel gekommen. Wie die hiesige Kirchenchronik nachweist, war im Jahre 1709 noch ein altes Kirchenbuch vorhanden; es ist aber, ohne zu wissen, wie und wohin, von der Hand gekommen. Sicher ist die Wulsdorfer Kirche die älteste des Vielandes; die Kirchen bzw. Kapellen von Geestendorf, Schiffsdorf und Bramel waren später eingerichtete Filialen der Mutterkirche in Wulsdorf. Wahrscheinlich ist sie von Bramstedt aus, wo an einer heidnischen Opferstätte die erste Kirche unserer Gegend gebaut wurde, gegründet worden. Nach H. Naß „Das hannoversche Vieland“ soll ein Schwibbogen der früheren alten Kirche zu Bramel die Jahreszahl 1005 getragen haben, demnach müßte die Wulsdorfer Kirche bereits vor dem Jahre 1000 entstanden sein. Die jetzige Kirche, (wenn auch nicht mehr die erste des Ortes), ist aus Granitsteinen erbaut. Die kleinen teils noch vorhandenen, teils im Laufe der Zeit vermauerten Rundbogenfenster des Turmes, sowie der die Kirche umgebende, Jahrhunderte hindurch in Benutzung gewesene und daher erhöhte Friedhof deuten darauf hin, daß dieses stark gegütete Gebäude sehr alt sein muß. Die mit einem Satteldach versehene auf fast quadratischer Grundfläche ruhende Turmanlage hat sich aus dem Zentralbau entwickelt und ist somit jüngeren Ursprungs. Die beiden Eingänge an der Nord- und Südseite dürften dies bestätigen. So weist die Turmeingangstür mit einem halbkreisförmigen Bogen bis zum höchsten Punkt des Bogens eine Höhe von 1,90 Meter auf, während die den Südeingang bildende ebenfalls mit einem Rundbogen überwölbte Tür, nur 1,50 Meter hoch ist, so daß selbst mittelgroße Personen nur in gebückter Haltung von hier aus ins Innere der Kirche gelangen können. Man steigt von hier aus auf drei Stufen in das Kirchenschiff des altbewährten Gotteshauses hinunter, dessen Fußboden, wie der des Chorraumes auch, einen halben Meter tiefer liegt als der Estrich des Flurraumes im Turm.

In „Bratjes Nachrichten“ heißt es, daß die Gemeinde Wulsdorf im 15. Jahrhundert, als die Kirche einer größeren Reparatur bedurfte, das zur Bestreitung der Kosten erforderliche Geld von dem Edelmann Melchior von Düring aufgenommen, dafür aber viele Ländereien verpfändet habe, die man später, weil die Urkunden hierüber verloren gegangen waren, nicht wieder einlösen konnte. Das Darlehen hat man dem Herrn von Düring hoch angerechnet, indem man ihm vor dem Altar einen Denkstein setzte, der die Jahreszahl 1468 trug, heute jedoch nicht mehr erhalten ist. Auch war bis vor einigen Jahrzehnten in einem Kirchenfenster das Düringsche Wappen zu sehen, darunter die Worte standen: „Melchior von Düring und Gerdrut von Werabe.“

Die Kirche ist dem hl. Dionysius zu Ehren erbaut worden, der zur Zeit Karls des Großen in hiesiger Gegend als Sendbote des Evangeliums

wirkte und nach dem Mordgericht zu Verden 782 von den wutentbrannten Sachsen enthauptet wurde.

Wenden wir uns nun der Betrachtung des Gotteshauses zu. Die Turmmauer hat unten eine Dicke von 1,50 Meter, nach oben hin wird sie dünner durch Ausparungen im Turminnern. Im Innern sieht man bis oben hin nur Findlingsblöcke als Bausteine verwendet, während die Außenwände bei Reparaturen teilweise mit Backsteinen ausgefüllt wurden. Der Turm enthält in seinem niedrigen Erdgeschoß außer dem wenig umfangreichen Flurraum, durch den man in das Kirchenschiff gelangt, nur den schmalen Treppenaufgang zur Orgel und den Emporen und einen durch Mauer und Tür abgetrennten Raum für Heizmaterial und Geräte. In den Wänden des Flurraumes sind schlichte Gedenktafeln, wie sie im Laufe der Kriegsjahre entstanden sind, mit 129 Namen der gefallenen Kirchen-Gemeindeglieder angebracht.

Der ebenfalls nicht hohe zweite Stock des Turmes birgt das Orgelgebläse. In den oberen Teilen des Turmes ist außer dem erforderlichen Verlüstgebläse mit Treppen nur noch eine Kammer für das Uhrwerk, dessen Glocke in besonderem Holzgebäude draußen über dem östlichen Turmdach sichtbar ist.

Das Schiff der Kirche ist reichlich 14 Meter lang und 7 Meter breit und von dem Chorraum, dessen Grundriß etwa 6,50 Meter im Geviert hat, abgegrenzt durch Pfeilerwände, die 1 Meter dick, jede fast 2 Meter weit von der nördlichen und südlichen Wand nach innen vorspringen und ungefähr 1,50 Meter über dem Boden ein einfaches Kapital tragen. Ueber dem 3,70 Meter Zwischenraum zwischen den Pfeilerwänden hinweg schwingt sich von einer zur andern ein wuchtiger Gurtbogen in Form eines sehr flachen Spitzbogens, der zusammen mit den Pfeilerwänden die den oberen Teil des Kirchenschiffes vom Chorraum völlig abschließende dicke Trennwand trägt. Man sieht also vom Kirchenschiff aus nur gleichsam durch die Öffnung eines Triumphbogens hindurch den Chorraum, und der Altar mit der über ihm schwebenden Kanzel bauen sich trotz ihrer Schlichtheit in dem solcherart schön umgrenzten Gesichtsfelde wirkungsvoll auf.

Das Kirchenschiff, ein Rechteck mit 14 Meter langen Längs- und 7 Meter langen Schmalwänden, ist gegliedert durch je eine Pfeileranordnung, die aus der Mitte jeder Längswand hervortritt. Sie besteht jedesmal aus einem starken Pfeiler von quadratischem Grundriß zu je 70 Zentimeter Seitenlänge, neben dem man in den Ecken, die er mit der Kirchenwand bildet, noch dünne Pfeiler hochgeführt hat, die nur etwa 25×25 Zentimeter Grundfläche haben. Auch jedes dieser Pfeilergebilde ist von einem Kapital einfachster Art gekrönt, und sie dienen mit entsprechenden Pfeileranordnungen, die man in den Ecken des Kirchenschiffes angebracht hat, als Träger für die flachen beiden sogenannten Klostergewölbe, die das Kirchenschiff bedecken. Ein Bauverständiger von der Technischen Hochschule in Hannover, der sie vor kurzem untersuchte, meinte an ihnen Spuren eines Herstellungsverfahrens nachweisen zu können, das dem frühesten Mittelalter angehörte. Der höchste Punkt dieser Gewölbe liegt etwa 7 Meter über dem Fußboden. Wo die beiden Gewölbe zusammentreffen, trägt sie ein kräftiger Gurtbogen. Würden die Emporen entfernt, so würde die Schönheit des Kirchenschiffes gewiß mehr hervortreten. Jetzt verdeckt die Orgel das erste Gewölbe mehr als zur Hälfte. Aber bei nur 380 Sitzplätzen, die jetzt die Kirche hat, ist nicht daran zu denken, ihr noch die reichlich 100 zu nehmen, die durch die Emporen gewonnen wurden. Und wo sollte man mit der Orgel bleiben?

Der Chorraum hat, wie schon von außen der Kirche anzusehen ist, eine geringere Breite als das Schiff. Er hat im Innern eine Grundfläche von 6,50 Meter im Geviert und ist auch durch eine Seitentür in der Süd-

wand zu betreten. In jeder der Ecken zeigt er Pfeiler, die viel kunstvoller ausgebildet sind als die im Kirchenschiff. Sie tragen wieder ein Klostergewölbe, das bis 5,75 Meter emporsteigt. Altar und Kanzel, beide ohne Kunst- und Altertumswert, aber im ganzen von ansprechender Wirkung, bilden nebst einigen Kirchenstühlen den Inhalt des Chorraumes. Eine Holzwand mit zwei Fenstern schließt ihn gegen die Sakristei ab, die insofern baulich interessant ist, als sie innen die Halbkreisform der Apsis hat und eine regelrechte Nische bildet, während man nach der Außenansicht der Kirche dort einen würfelförmigen Innenraum vermuten müßte. Bemerkenswert ist im Mauerwerk des Sakristeieingangs noch eine tiefe Aussparung, die ein Schränkchen aufnehmen könnte und in früheren Zeiten zur Aufnahme der Sakristeigeräte gedient haben wird.

Das Gestühl der Kirche ist in recht einfachen Formen gehalten. Die in früheren Jahrhunderten den Grundbesitzern eingeräumten Anrechte auf bestimmte Kirchenplätze, jedenfalls aus den Verpflichtungen an die Kirche hergeleitet, sind bis auf den heutigen Tag erhalten geblieben, nur auf etwa 100 Plätze ist das Anrecht im Laufe der Zeit erloschen. Die bisher unternommenen Versuche, das Besitzrecht grundsätzlich aufzuheben, sind ohne Erfolg geblieben.

Neben der Kirche befindet sich ein besonderes Glockenhäus, das in Rotsteinen aufgeführt ist. In dem starken Gebälk sind die drei Kirchenglocken untergebracht, die ein recht klangvolles Geläute haben. Ihr historischer Wert bewahrte sie vor der Ablieferung während der Kriegsjahre.

Der Kirchenplatz, der bis zum Jahre 1865 als Friedhof benutzt wurde, ist von einer starken Friedhofsmauer umgeben, die in früheren Jahrhunderten viel höher gewesen sein soll und den Einwohnern Schutz und Zuflucht bot gegen den nächtlichen Überfall nordischer Seeräuber.

Aus jener bewegten Zeit ragt auch der westlich der Kirche liegende, künstlich aufgeworfene steile Hügel, den jetzt ein Kriegerdenkmal schmückt, der Gebirgsberg, als ein von historischen Geheimnissen — die kein Forscher bisher zu lüften vermochte — umwobenes Denkmal und als stummer Zeuge in die lichte Gegenwart hinein. J. Holst (Wulsdorf).

Noggenmuhme.

Von Klaus Witt.

Warnt der alte treue Knecht:
„De in't Korn löppt, geiht dat slecht!
Dör si Goodnis ahnegelien
Gifft de Herr-Gott uns dat Korn.
Noggenmuhm wohnt bi de Diefen
Merrn in't Feld mant Ros un Dorn,
Höö dat Land b't to de Ahn!“
Nacht oer Bus ihm ins Gesicht:
„Ammenmäre schreckt mich nicht!“
Brennend strahlt des Mohnes Flammen! —
Ueber ihm in goldnem Schein
Schließen Salme sich zusammen;
Blüien, bunt und wundersein,
Locken tiefer noch hinein.

Schimmernd winkt der Blienteich,
Zauberweisen Klängen weich:
„Knabe, komm zur Noggenmuhme,
Nicht bleibst du im Rosenwall,
Pflück die weiße Märchenblume!“ ...
Täher Schrei und dumpfer Fall —
Sanft vom Walb klagt Widerhall.

Stade.

Von Hans Morgenstern (Hamburg).

(Nachdruck verboten.)

„Terminus teilte dir glücklich die Lage in Nutzen und Schönheit:
Hier die fette Marsch, drüben die liebliche Geest.“

Auf einer der vorspringenden Geesthöhen, deren Kette den weiten Zug der Elbmarschen bis zum Meere hin begleitet und begrenzt, liegt die kleine uralte Stadt Stade, die ehemalige Schwedenfestung links der Niederelbe. (Das Wort „Niederelbe“ ist bürokratischen Ursprungs und schon deshalb möglichst zu meiden.)

Dieses Stade muß man im Herbst erleben: Wenn von den alten Linden auf den hohen Bastionen die gelben Blätter fallen und auf die schwarzen Wasser stiller Festungsgräben hinunterkreiseln, wenn die Herbstsonne leuchtet auf den tiefroten Ziegeldächern und den grünberkuperten Kirchtürmen, wenn weiße Wolkenballen am blauen Himmel hoch darüberstehen.

Für den Großstädter, der seinen Fuß in diese hübsche Kleinstadt setzt, ist das der erste und stärkste Eindruck: die topographische und ästhetische Geschlossenheit dieses Platzes in seiner zeichnerischen und malerischen Unversehrtheit. Das macht, von der Schwedenzeit her ist der Lauf des alten Festungsgrabens rings um die Stadt noch völlig, der Kranz der grünen Wälle und hohen Bastionen, der spitz vorstoßenden Außenwerke und Ravelins wenigstens zum größten Teil noch erhalten.

Die beste Ansicht der Stadt ist vom Bögenwedel oder vom Schwarzen Berge aus, wo einst des gefürchteten Tilly Mörserbatterien postiert waren, ihre Brandbomben in die Festung zu werfen. Von hier tut sich der Blick in eine schöne Landschaft auf: Im Vordergrund weite Wiesen von

saftgrüner Färbung; der reizende Schwingefluß windet sich, „ichwin hindurch in des Wortes tatsächlicher Bedeutung, bis er, von dicht hohen Erlen beschattet, in die Wälle der Stadt einmündet und die Festungsgräben speist. Jenseits der Stadt tritt der Fluß in die Marsch, nun schiffbar geworden und eingedeicht und mündet bei Brunsbüttel in die große Elbe, deren dunstiger Wasserstreifen in verlassener Ferne dem Horizont zusammenschwingt. Im mittleren Teil unseres Bildes aber hebt sich die hügelige Stadt aus den grünen Wiesen und erinnert von den Konturen der Fortifikation scharf begrenzt, in dem eleganten Kirchturm von St. Cosma und Damian gipfelnd, an einen der schönsten Kupferstiche Merians.

Von innen her ist die Stadt ebenso schön und interessant anzusehen wie von außen. Baudenkmäler allerdings aus der Zeit, als Stade der Erzbischof von Bremen gehörte — der silberne Petrischlüssel ist heute im Wappen der Stadt — sind außer den beiden alten Backsteinkirchen nicht vorhanden. Ebenso haben keine nennenswerten Bauten aus der Glanzzeit deutschen Bürgertums, als Stade Mitglied der Hanse und zeitweise sein Handel bedeutender als der Hamburgs war, die vielen Belagerungen und Beschießungen und den großen Brand von 1659 überstehen können.

Trotzdem zeugt die ganze Anlage der Stadt von bester Baukunst. Nirgends scheint eine Absicht durch, nirgends hat man den Eindruck, die Bureaucraten mit Lineal und Zirkel am Werk gewesen seien. Sonderliche Straßen und Plätze sind von Natur gewachsen und schmiegen sich der hügeligen Gelände wundervoll an. Und die wichtigsten öffentlichen Gebäude, soweit sie nicht der modernen Zeit entstammen wie das Gymnasium und das unglückliche Postgebäude, zeigen einen schönen vornehmen Barockstil militärisch-schwedischen Gepräges mit schwingvollen Wappen und den königlichen Initialen Karls XII., des genialen Feuerkopfs geziert.

Nirgends hier, wie so oft in der Großstadt, sind die Straßen schnurgerade in die Länge gezogen und verlaufen ins Leere. Allein die gewaltige Klammer der Fortifikation hat den Stadtkörper in eisförmige Rundung gepreßt und die Straßenzüge zu schönen Schwingungen und sanften Ueberschneidungen gezwungen, so daß auf Schritt und Tritt sich der Auge herrliche Perspektiven bieten.

Der alte Paradeplatz bei den niedrigen Kasernen, der „Sand“, der von Reihen schöner alter Bäume eingefast ist, zeigt quadratische Form. Alle übrigen Plätze aber sind formlos, von entzückender, malerischer Natur gebildet. So der idyllische Platz innerhalb des Schiffertors mit der Blick auf den schönen Kupferturm von St. Cosma und Damian. Die tritt der Schwingefluß, von der Georgs- und der Königsmark-Bastion gedeckt, in das Weichbild der Stadt, durchbraust sie in einem gemauerten Fleet und bildet beim Fischmarkt den alten Hafen, der in schön geschwungener Linie, von alten Patrizierhäusern eingerahmt, verläuft und durch die wichtige Wasse des schwedischen Proviantmagazins als Bild abgeschlossen wird. An der Steintreppe des Fischmarkts legen noch heute die Stint-Ewer an und lassen ihre Ware anpreisen durch den städtischen Ausruf mit grelltönender Glocke in der Hand.

Von hier führt, auch wieder in sanfter Schlangenlinie, die Höfenstraße, eigentlich die Hauptstraße, auf der am Spätnachmittag die Zerstreuung dorée des Städtchens, die Pennäler mit bunten Mützen, ihren regelmäßigen Bummel machen, vorbei an dem altersgeschwärtzten Ziegelbau des Rathauses, dessen Barock-Portal von Leben sprudelt, auf den Pferdemarkt. An diesem schönen, abschüssigen Platz liegt der ehrwürdige, bunte bemalte Gasthof zur „Stadt Lüneburg“ sowie das monumentale Schweden-Zeughaus unter hohen alten Bäumen, leider aber auch das moderne Postamt, von dessen geschmackloser Bauart man nicht zu sagen weiß, ob es gotisierenden Barock oder barocke Gotik darstellen will.

In der Abenddämmerung lohnt sich noch ein abschließender Rundgang um die Stadt auf dem Gelände des ehemaligen Festungs-Graben. Vor der Brangel-Bastion längs dem breiten Graben zieht sich die ContereScarpe hin, mit uralten dicken Bäumen bepflanzt, auf deren knorrigem Rinde die untergehende Sonne flimmert, und zwischen den Stämmen geht der freie Blick hinaus in die unendliche Wiesenlandschaft des Landes Rehdingen, die von fetten Röhren und edlen Pferden belebt ist. Ganz unberührt und unzerstört geblieben aber ist das Festungsgelände zwischen der hohen Gildenstern-Bastion und dem vorgeschobenen Adolphs-Ravelin. Hier fehlen nur die Bronzerohre der Feldschlangen und Mörser und die blaugelben Röcke der schwedischen Musketiere, sonst wäre die historische Szenerie vollkommen und man könnte sich 200 Jahre zurückträumen in die Zeit Karls XII., des königlichen Abenteurers.

In den Heidbergen.

Zwischen Moor und Niederungswiesen liegt eine breite Sandzung. Sie ist hügelig und vornehmlich mit Heide bewachsen. Für mich ist diese Sandheide, die der Volksmund den Gnattenberg nennt, ein Stätte froher Jugenderinnerungen. Wenn mich daher mein Weg in die alte Heimat führt, veräume ich nicht, in die Heidberge zu gehen.

Fast spurlos sind die Jahrzehnte an ihnen vorübergegangen. In sonniger Heiterkeit grüßen sie mich wie einst in den Tagen der Jugend. Farbenfroh winken mir die Blumen zu, die den leichten Sand des Weges schmücken und vom gleichenden Licht der Sonne umspielt werden: die blaue Berg-Fasione, die rote Heidenelle und die gelbe Waldburzpflanze, das Johanniskraut. Ein brauner Schmetterling, das Sandauge, gaukelt von einer zur andern. Mich stimmt das Bild froh.

Auch die unscheinbaren Pflänzchen, die im lagen Boden den schweren

Kampf ums Dasein führen, lieben das Bild stiller Lebensfreude. Im grauen Gewande schauen sie mich bescheiden an: das kleine Schimmelkraut, der weiße Knäuel, der graue Klee und die dürre Sandsege. Ich habe sie gern, diese Stiefkinder der Heide, und freue mich ihrer rührenden Anspruchslosigkeit.

Die Stängel sind von der Heide umspannen. Die Glöckchen der Erika-Heide beginnen zu welken, die braune Calluna-Heide schmeckt sich bräunlich. Kleine blaue Falter ruhen auf den Sträuchern, breiten wohligh die Flügel aus und baden sich in der Sonnenflut.

Wo heller Sand im Grunde blinkt, da flimmern, von der Sonne umspielt, die zierlichen Horste der rot überhauchten Schlangenschmiele und der silbrigen Weingärtnerin.

Am Hügel träumt eine Kiefer. In ihren Nadeln säuselt der Sommerwind. Ich kenne die Sprache der alten Heideföhre. „Komm her zu mir, Geselle, hier findest du deine Ruh.“

An ihrem Stamme lasse ich mich nieder, genieße den stillen Frieden der Natur und lasse mich einschlafen vom Schlummerlieb der Heide.

H. M.

Abends auf der Heide.

Von Anna Kraus-Döring.

Nun wach uns braune Haupt, o Heide,
Den Elfenkleier dir die Nacht.
Und traumverloren sch'n wir beide
Und nieder schaut die Sternenpracht.

Die Vöglein niden schlummermüde —
Und auch der Sturm hat sich gelegt.
Die Heidebrust durchzieht ein Friebe —
Still, was am Tage sie bewegt.

Das ist die Zeit, da ich versenke
All' meine Qual ins Heideherz,
Die Zeit, in der ich „Dein“ gedenke
Mit ewig ungefühltem Schmerz.

Dann lehn' ich an dem Stamm der Föhre,
Umwallt von tiefer Heidenacht
Das Haupt, das milde, denkensschwere —
Und nieder schaut die Sternenpracht.

Graf Bernhard von Schaumburg, der erste Amtmann von Bederkesa. (1380—1388. *)

Von W. Krönke (Ringstedt).

(Nachdruck verboten.)

Das alte Amt Bederkesa, das erst seit 40 Jahren aufgehört hat zu bestehen, hat eine ganze Reihe hervorragender Führer aufzuweisen. Einer der tüchtigsten von ihnen ist der erste seines Amtes, der Hamburger Dompropst Graf Bernhard von Schaumburg. Ein Mann, der für Bremen den Weg an der Unterweser ebnete, da er von Bederkesa aus das Mündungsgebiet nicht ohne Erfolg zu sichern versuchte. Wollte Bremen in jener Zeit des Raubritters- und Seeräuberumwesens ruhige Entwicklung seines Aufblühens als Hansestadt erreichen, so war die Beherrschung der Wesermündung mit anschließend breitem Uferstreifen die erste Voraussetzung. Dazu hat Schaumburg verholfen. Er war der Stadt Pionier und erster Wegbereiter.

Infolge Kauf und Fehde erlangten fast zu gleicher Zeit 1378 und 1380 der Erzbischof Albert von Bremen und der Rat der Stadt Bremen vom Erbe des verarmten Geschlechts derer von Bederkesa Anrechte, Burglehen und damit verbundene Zinsrechte. Diese Flankenstellung, die für die Handelsstand so wesentlich war, konnte nur gehalten werden, wenn ein tatkräftiger Mann die Rechte wahrnahm, hütete und erweiterte. Gleiches Vertrauen des Erzbischofs und der Stadt genoss Graf Bernhard, denn sie setzten ihn 1380, besonders auf Betreiben der Stadt, als gemeinsamen Amtmann in Bederkesa ein. Dieser Doppelstellung zeigte er sich vollkommen gewachsen. Es sollte sich bald herausstellen, daß Stadt und Erzbischof nach seinem Fortgang Rivalen wurden um Bederkesas Willen. Später, bis zur endgültigen Bestimmung durch den Rat von Bremen, sind oft zwei Amtmänner neben- und gegeneinander dagewesen.

Das erste Licht auf Ziele und Wollen des Grafen wirft der Rezek, den er 1380 unterzeichnet. Als seine Hauptaufgabe sieht er die Erhaltung von Ruhe und Frieden in seinem noch engen Gebiet an. Damit bewies er, daß er die wirtschaftspolitischen Notwendigkeiten der Zeit klar erkannt hatte. Gerade in dieser Ede, wo dicht nebeneinander drei reisige Rittergeschlechter — v. Elme, v. d. Lidt und v. Lüneberge — dem fahrenden Kaufmann auflauerten und schon manche Beute heimtrugen auf ihre Moor- und Seeburgen, tat eine feste Hand nötig. Der Graf schwört, den fahrenden Kaufmann, womit sicher der damalige Großkaufmann gemeint ist, der mit dem Wagenzug seine Wege zieht, wie auch den gemeinen Kaufmann, den Pilger und Bauer schützen zu wollen. Pilger zeigten sich damals oft in unserer Gegend, um entweder dem Kloster in Neu-ewald einen Besuch abzustatten, oder am heiligen Kreuze zu Altenwalde für das Seelenheil zu beten. Sie alle sahen mit Recht in dem Grafen

*) Nach Urkunden des Bremer und Hamburger Urkundenbuches. Zum Teil vorgetragen auf dem Heimattag der M. v. M. in Wehdel am 12. 9. 26.

ihren Freund und Helfer; er war in der Tat der erste, der in dieser unruhigen, bisher unbewachten Ede Ordnung und Ruhe schuf.

Daß es dabei ohne Kampf nicht abging, mochte er von vornherein einsehen. Auch seine vorerst noch schwache Stellung, die keine harte Fehde erlaubte, schätzte er recht ein. Er verdrängte hier ältere Anrechte. Die Rittergeschlechter als Rechtsnachfolger oder Verwandte der von Bederkesa und die Lauenburger Fürsten sahen in ihm den Eindringling. Daher war es klug von Schaumburg, daß er vorerst auf friedliche Art und Weise Boden zu gewinnen suchte. Das gelang ihm auf zweierlei Art. 1380 befristete er einen allgemeinen Landesfrieden, den außer Bremen, Stade und Buxtehude auch die genannten Rittergeschlechter beschworen. Währte der Friede auch nicht lange, immerhin war es im Bezirke des alten Amtes Bederkesa der erste seiner Art, und er ließ die Raubritter deutlich fühlen, daß eine andere Zeit heraufzuckte. In der Gestalt Bernhard's verkörperte sich für sie diese neue Periode. Auch nach Norden sicherte Schaumburg das Gelände. Der Lauenburger war wegen des Eindringens der Stadt Bremen in Bederkesa arg verschmüpft und hatte sich schon 1378 mit dem Elme und Lidt verbunden. Es bedeutete gemeinsame Abwehr gegen die Stadt. Es gelang dem Grafen, den Ring zu brechen. Langwierige Verhandlungen mit Erich von Lauenburg führten zu dem Ergebnisse, daß der Herzog den neuen Zustand in Bederkesa anerkannte. Graf Bernhard hatte nicht ohne Erfolg die „Lauenburger Geldnot“ als aktiven Posten in seine Berechnungen aufgenommen. Gegen Zahlung einer erheblichen Summe versprach Erich, Frieden zu halten: der Frieden war für den kommenden Kampf gebettet. Solange Schaumburg in Bederkesa saß (bis 1388), hat der Herzog seine Kreise nicht gestört.

Uns rechte Licht wird das Können des Grafen aber erst gerückt während der großen Fehde Bremens und des Erzbischofs mit den Lünebergen, Elme und Lidt. Er zeigt sich sowohl als Diplomat als auch als Organisator auf der Höhe seines Lebens.

Nachdem im Frühjahr 1386 durch die Ermordung des Bremer Patriziers Daniel Münch von der Helle der Anlaß zum Kampf gegen die Ruhestörer gegeben war, stand bereits am 5. Juni desselben Jahres ein Vertrag zu Bavier, der die Vorbereitungen militärischer Art, den Kriegsplan und die Verteilung der zu erobernden Güter zwischen Stadt und Erzbischof regelte. In allen Kämpfen Bremens um Besitzstand und Erweiterung der Stellung an der Unterweser ist ein militärisches Unternehmen, daß dazu diplomatisch wegen der Gegnerschaft der beiden Kriegführenden nicht ohne Schwierigkeiten war, nie wieder so schnell und sicher vorbereitet und durchgeführt. Die Oberleitung lag in Schaumburgs Händen. Schon am 22. September des Jahres 1386 konnte der Graf die beiden Raubburgen Elme und Lüneberge seinen Herren in Bremen zu Füßen legen. Mit der Freiheit der Ritter war es vorbei, sie mußten Lehnstreue schwören.

Zwei volle Jahre nach diesem Kampfe ist Graf Bernhard von Schaumburg noch in Bederkesa gewesen, mit fester Hand Ordnung schaffend. Dann fiel er dem großer werdenden Zwiespalt Stadt Bremens und des Erzbischofs zum Opfer. Der geistliche Herr glaubte, daß der Amtmann zu sehr dem Rat der Stadt zu Diensten gestanden hätte. In der Tat gewann Bremen trotz geringerer Hilfeleistung den Löwenanteil. Der Erzbischof ließ den Grafen fallen und forderte einen anderen Amtmann.

Acht Jahre lang weilte der erste Amtmann in Bederkesa. Seine Spur konnte die Zeit nicht verwischen. Sie war zu markant und bezeichnete den Anfang einer glänzenden Entwicklung. Bremen, das die Burg am See bis 1657 hielt, verdankte ihm die Begründung dieser dreihundertjährigen Herrschaft.

Zu Rosenthals „Geschichte Niedersachsens“.

Unsere Heimat im Spiegel der Reichsgeschichte.

An einer vollständig abgefaßten und doch auf voller Höhe der Wissenschaft stehenden Geschichte unserer Heimat hat es uns Niedersachsens seit langem gefehlt. Es ist mir deshalb ein besonderes Vergnügen, anzeigen zu dürfen, daß der niedersächsische Schriftsteller Erich Rosenthal jetzt mit seiner seit langem geplanten „Geschichte Niedersachsens im Spiegel der Reichsgeschichte“ (Selwingsche Verlagsbuchhandlung, Hannover; geb. 20 Mark) an die Öffentlichkeit getreten ist. Ich selber habe immer vertreten, daß es bei der Pflege der Heimat und heimatischen Art nicht so sehr darauf ankomme, die Geschichte unbedingt in den Vordergrund zu stellen. Hier muß ich bekennen, daß die Heimatgeschichte doch überragende Bedeutung hat und daß es nur eigentlich darauf ankommt, sie recht beziehungsreich und zusammenhangvoll darzustellen. Dieses ist Erich Rosenthal glänzend gelungen, und seine „Geschichte Niedersachsens“ lieft sich nicht anders als ein Roman. Dabei ist dem umfangreichen Werke strengste Wissenschaftlichkeit nicht abzuverkennen.

Hinsichtlich der kürzlich in Jburg bei Osnabrück gemachten Altertumsfunde interessiert es, was der Verfasser zur Streitfrage über die Verlichkeit der Varusschlacht zu sagen hat, denn man will in dem Jburger Funde eine Grabstelle der Varusschlacht erkannt haben. Es heißt gleich im ersten Abschnitt der auf zehn Lieferungen berechneten „Geschichte Niedersachsens“: „Wohl der erste, der die Frage wirklich wissenschaftlich behandelte — historische Fiktionen wie die Alopstods, der in seiner Hermannsdichtung das seiner Vaterland Quedlinburg nahegelegene Bodetal als die Walstatt des Varus annimmt, kommen hier nicht in Frage — war der Archivar Alostermeyer in Detmold, der Schwiegervater des genialen Dramatikers Christian Dietrich Grabbe. Er glaubt,

das Schlachtfeld im jetzigen Bippischen Lande zwischen der Weser (ungefähr bei Rehme) und Misso, das er bei Elsen sucht, gefunden zu haben. Theodor Mommsen, der Verfasser der berühmten „Römischen Geschichte“, schließt aus Münzfunden auf die Gegend bei Barenau. Da die Vernichtung der drei Legionen sich bekanntlich an mehreren Schlachtagen vollzog und es Sitte der Legionen war, am Abend jedes Marschtages ein festes Lager zu schlagen, so will der Direktor des Osnabrücker Realgymnasiums, Knoke, die Osnabrücker Gegend als die Vertlichkeit der Schlacht in Anspruch nehmen, da er aus dort aufgefundenen Wallüberresten die Lager meint bestimmen zu können. Besonders das Jahr 1909 zeitigte dann eine ganze Varusschlacht-Literatur, ohne daß die Frage ihrer Lösung näher gebracht wäre. Nachdem in neuerer Zeit sich die Forschung wieder mehr für die Detmolder Gegend entschieden hatte, ist neuerdings der Hannoveraner Herrmann Kreye mit einer neuen Hypothese hervorgetreten. Gestützt auf durch Jahrzehnte lang betriebene Durchforschung der Gegend glaubt er die Vertlichkeit der Varusschlacht im Sünteltale gefunden zu haben. Als Teutoburger Wald gilt ihm der Deister; die Burg des Arminius wäre die Heisterburg, wogegen der verräterische Segestes auf der Grotenburg residiert hätte.“ Endgültig wird sich die Vertlichkeit der Varusschlacht also wohl kaum ermitteln lassen, und auch der Tburger Altertumsfund scheint noch nicht beweiskräftig genug. —

Rosenthal's volkstümliche „Geschichte Niedersachsens“, die in allen ihren Teilen viel des Interessanten und teilweise auch Neuartigen bietet, gehört in jedes niedersächsische Haus. J. S.

Niederdeutscher Humor.

Herr und Knecht.

„Jan, hebb'n Se de Wessels no de Bank brocht?“
 „Ne, de Herr hett doch seggt, die harren Tied bit morgen!“
 „Wat sall ic seggt heben? Seurn Se mol, Jan — sünd Se verrückt oder bin ic verrückt?“
 „Na, de Herr wach sid doch woll keenen verrückten Husknecht anschaffen?“

Kollegen.

Erster Steuermann: „Wohe de Reis?“
 Zweiter Steuermann: „Noo uns' Kollegen.“
 Erster Steuermann: „Noo Stilermannschool?“
 Zweiter Steuermann: „Alee, noo dat Stileramt, Stiler betohle.“

Anerkennung.

Frau zum Bettler: „Na, Alter, hat's geschmeckt?“
 Bettler: „D, id danke vol schön, wat giffst dat denn morgen?“

Der Sprechende — Kanarienvogel.

Verkäufer (scherzend): „Dieser Kanarienvogel spricht und versteht Plattdeutsch. Na, mein lieber Vogel, was willst du denn rauchen: Zigarr oder Piep?“
 Kanarienvogel: „Piep?“

Bermischtes.

Ein privater Naturschutzpark in der Lüneburger Heide. Mittergutsbesitzer Willing-Meyer in Stillebeßhorn bei Soltan hat zur Erinnerung an seinen verstorbenen Vater auf seinem Gute einen 25 Morgen (gleich 6 Hektar) großen Naturschutzpark geschaffen. Inmitten schöner Gruppen von Wacholder, Fichten, Eichen, Buchen und Birken, zwischen denen ungehindert die Heide wächst, liegt ein Gedenkstein in Gestalt eines Findlings mit der eingemeißelten Inschrift: Hermann Willing, geboren 27. 11. 1851, gest. 15. 3. 1911. Das Gebiet wird völlig sich selbst überlassen. Nur gelegentlich werden unterdrückte Wacholder freigestellt. Ein kleines, ebenfalls sich selbst überlassenes Waldstück liegt nördlich von diesem Naturschutzgebiet und besteht aus Eichenhodausschlag, Buchen und Birken, die mit einigen Fichten und Wacholdern untermengt sind. Dieses Beispiel aus Stillebeßhorn verdient auch noch anderweitig Nachahmung, denn es gibt große Güter in der Lüneburger Heide genug, die Gelegenheit zu einem derartigen Naturschutz, vor allem zur Erhaltung der Wacholderbestände hätten.

Niedersächsische Dichtergedächtnisausstellung in Celle. Das Bomann-Museum in Celle hat eine Sammlung literarhistorischer Dokumente in Celle zusammengebracht, die ein lebendiges Bild von vier niedersächsischen Dichtern vermittelt. Zuerst Ernst Schulze, ein Dichter aus dem Zeitalter der Empfindsamkeit, der einst zu den berühmtesten Söhnen der Stadt Celle gehörte. Der zweite ist Wilhelm Busch, der sich hier weniger als lustiger Versemacher als vielmehr in seiner menschlichen Tiefe vorstellt. Otto Erich Hartleben, der in Celle das Gymnasium besucht hat, ist mit reizvollen persönlichen Erinnerungen vertreten. Selbstverständlich fehlt auch Hermann Döns nicht. Im ganzen ist die Ausstellung als ein bedeutendes Dokument niedersächsischer Kunst zu werten.

Freigabe des plattdeutschen Gottesdienstes in Mecklenburg. Nachdem an vier Universitäten (Moskau, Kiel, Münster und Göttingen) ein Abschluß für die niederdeutsche Sprache und ihr Schrifttum in den letzten Jahren eingerichtet ist, hat die niederdeutsche Bewegung jetzt einen weiteren Fortschritt zu verzeichnen: die Freigabe des plattdeutschen Gottesdienstes in Mecklenburg. Der Oberkirchenrat in Schwerin hat eine Ver-

fügung erlassen, daß in allen mecklenburgischen Kirchen Gottesdienste in plattdeutscher Sprache abgehalten werden können, wenn der betreffende Kirchengemeinderat seine Zustimmung gibt. Bisher fanden in Mecklenburg nur gelegentlich plattdeutsche Gottesdienste statt. Da sowohl die mecklenburgische Landessynode als auch weite mecklenburgische Volkstreu wiederholt den hohen Wert einer in plattdeutscher Muttersprache gehaltenen volkstümlichen Predigt hervorgehoben haben, dürfte in allen Kirchen Mecklenburgs in Zukunft die plattdeutsche Predigt der hochdeutschen vorgezogen werden.

Maus Groths Grab. Maus Groths Grab, dessen Pflege bisher allein die Erben des Dichters sich vorbehalten hatten, war jahrelang in einem wenig würdigen Zustande. Seit dem Frühjahr dieses Jahres hat die Stadt Kiel die Ausgestaltung und Pflege der Grabstätte endgültig in die Hand genommen. Unter Leitung der Herren Stadtrat Dr. Hahn und Stadtbaumeister Minetti ist die ganze Anlage neu gestaltet. Die Tannen, die den Grabstein bisher völlig verbedeten, sind verschwunden, die seitliche Cypresseneinfassung aber, die auf Maus Groths besonderen Wunsch zurückgehen soll, ist geblieben. An die Stelle des schwarzen, blankpolierten Granitsteines ist ein Obelisk im grauen Fichtelgebirgsgranit getreten. Er trägt die Aufschrift: „Hier ruht Klaus Groth, geboren 24. August 1819, gestorben 1. Juni 1899.“ Der Obelisk ruht auf einem Postament, das an der Vorderseite das Wappen der Stadt Kiel und die Inschrift: „Ihrem Ehrenbürger die Stadt Kiel“ zeigt. Die ganze Anlage, auch die Bepflanzung durch die Stadtgärtnerei, ist durchaus würdig und verpflichtet alle Verehrer des Dichters der Stadt Kiel zu Dank.

Eine rein plattdeutsche Gemeinde in U. S. A. hat sich in Farmingdale im Staate Illinois erhalten. Das Hochdeutsche ist den Bewohnern völlig unbekannt. Unter sich sprechen sie nur plattdeutsch, mit denen, die plattdeutsch nicht verstehen, englisch.

Onkel Bräsig — im ewigen Eise. Vor einem Vierteljahrhundert schrieb Fridtjof Nansen in sein Tagebuch: „Wenn es für uns nichts anderes zu tun gab (während der 20 Tage, die das Schiff im Eise eingeschlossen war), vertrieben der Kapitän und ich uns die Zeit mit Lesen. Ich hatte genügend Bücher mit, sowohl wissenschaftliche Literatur als auch Reisebeschreibungen und Romane. Die größte Freude bereitete uns Fritz Reuters „Ut mine Stromtid“. Es war ein so wohltuender Gegensatz gegen dieses einsame, eingesperrte Leben hier im treibenden Eis, diese frischen Schilderungen von Frühling und Sommer und gepflegten Feldern zu lesen, von keimender Saat und von Geruch nach Erde und Dünger, von Onkel Bräsig und dem ganzen Leben in dem behaglichen friedlichen Pfarrhof und auf Rumpelshagen. Herrgott, wie verlockend schien dieses Leben, und wie sehnte man sich nach einem grünen Grassalm! Man versteht nur zu gut die Sehnsucht des Seemanns nach Landbesitz und versteht, daß der Traum eines alten Schiffers ein Hof ist oder ein wohlgepflegtes kleines Anwesen mit einem Pferd und einigen Kühen, in einer grünen Wiese weit drinnen im Land.“ Man spürt, wie sehr sich die Eismeerfahrer an Reuters Dichtung die Herzen erwärmten. Die Niederdeutschen sollten allzeit stolz sein auf ihren alten mecklenburgischen Meisterdichter.

Bücherchau.

Mitter und Bauer. Höhepunkte aus der Heimatgeschichte des Kreis Lehe. Den Kindern erzählt von Ad. Krönke. (Verlag Hansa-Antiquariat, Bremerhaven.) Soll Geschichte Begeisterung erwecken und zu staatsbürgerlicher Tat führen, so muß das — wie Schöfchel in seinem trefflichen Vorwort zum Elsehard sagt — durch die „Abkehr von der Abstraktion und durch Hinfuhr zu fröhlicher, unbefangener Anschauung“ geschehen. Für die allgemeine Geschichte ist diese Ansicht durchgedrungen; in diesem Büchlein ist der Versuch für die Heimatgeschichte unternommen. Beginnend mit der Zeit der Krenzzüge durchstreift der Verfasser mit den Kindern die Jahrhunderte bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts und erzählt ihnen, antwortsend an kurze Notizen der Chronisten oder an andere historische Darstellungen Heimatgeschichtlicher Ereignisse, was wertvoll genug ist, um den Kindern bekannt zu werden. Wir empfehlen das Büchlein für die Hand der Kinder auch in den städtischen Schulen. J. J. C.

Meer — Marsch — Heide. Niedersächsische Sagen. Erzählt von H. Karstens, Abbildungen von Th. Herrmann, Bremen. (Verlag von Hegel & Schade, Leipzig.) In Ganzleinen 4,80 Mark. — Mit literarischem Geschick und pädagogischem Verständnis sind die schönsten Sagen des niedersächsischen Tieflandes zwischen Elbe und Ems ausgewählt und erzählt; Verfasser ist der Heimatkundler H. Karstens (Goslar). Die Stoffe entstammen zum Teil dem Volksmunde, teils dem verstreut gedruckten, vielfach auch vergriffenen oder vergessenen Volksgut; dabei wurde möglichst auf die älteste Quelle zurückgegangen, sonst aber der besten Uebersetzung gefolgt. Alle Zeiten und Gebiete, auch bisher unbeachtet gebliebene, sind berücksichtigt. Die Darstellung ist schlicht und wirksam. Die Anordnung erfolgte nach natürlichen Landschaften. Neben dem allgemeinen Verzeichnis wurde ein volkstümlicher Ueberblick und ein Ortsverzeichnis beigegeben. Aus niederdeutlichem Empfinden heraus hat Th. Herrmann die Bilder geschaffen. Die Ausstattung (Ganzleinen, Fadenheftung, festes Papier, guter Druck) entspricht allen Anforderungen, die an ein Buch für Jugend und Volk zu stellen sind. Das Buch eignet sich für Haus und Schule in Stadt und Land, besonders auch zum Vorlesen und als Klassenlektüre. Daneben ist von demselben Verfasser „Südbannoversche Sagen“, Preis 4,80 Mark, erschienen.